

Insel

Ambrose
Bierce
Der Mönch
und die
Henkers-
tochter

und andere Schauererzählungen
Herausgegeben von
Karl Bruno Leder

Bierce war ein Meister der Kurzgeschichte, des scharf geschliffenen pointierten Wortes, ein Köhner in der Gattung der Schauergeschichte, seinem Landsmann Edgar Allan Poe durchaus ebenbürtig.

Die in diesem Band enthaltenen Erzählungen entstammen zum großen Teil den Sammelbänden »Can Such Things Be?« und »In the Midst of Life«. Es ist eine Auswahl von gut einem Dutzend Geschichten aus dem raffinierten Schreckenskabinett dieses Autors, der sich übrigens auch mit satirischen Fabeln und mit Geschichten in der amerikanischen Tradition der »Western Tales« wie Bret Harte oder Mark Twain einen Namen gemacht hat. Erzählungen wie die Titelgeschichte »Der Mönch und die Henkerstochter« werden zweifellos immer zu den Meisterstücken der amerikanischen Literatur zählen.

insel taschenbuch 1268

Ambrose Bierce
Der Mönch und die
Henkerstochter



Ambrose Bierce
Der Mönch und die
Henkerstochter

Aus dem Amerikanischen
von Karl Bruno Leder, Gerd Leetz
und M. S. Arnemann
Insel Verlag

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1990

insel taschenbuch 1268

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1990

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Fotosatz Otto Gutfreund, Darmstadt

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-32968-8

Inhalt

Der Mönch und die Henkerstochter	9
Ein verdammtes Scheusal	84
Eine Straße im Mondschein	106
Ein Siruptopf	122
Die nächtlichen Vorgänge in der Totenschlucht .	133
Der Zwilling	145
Gilsons berühmtes Vermächtnis	154
Ein Abenteuer in Brownville	163
Ein harter Kampf	177
John Mortonsons Begräbnis	187
Das Geheimnis von Macargers Schlucht	190
Der Tod von Halpin Frayser	203
John Bartines Uhr	228
Das vernagelte Fenster	238
Eine Mittelzehe des rechten Fußes	246
Nachwort von Karl Bruno Leder	259

Der Mönch und die Henkerstochter

I

Am ersten Tag des Mai im Jahre des Herrn 1680 wurden die drei Franziskanermönche Ägidius, Romanus und Ambrosius durch ihren Abt von der christlichen Stadt Passau zum Kloster Berchtesgaden bei Salzburg geschickt. Ich, Ambrosius, war der jüngste und kräftigste von uns dreien, gerade einundzwanzig Jahre alt.

Das Mönchskloster Berchtesgaden lag, wie wir wußten, in einer wilden, gebirgigen Gegend, umgeben von düsteren Wäldern, in denen Bären und böse Geister ihr Unwesen trieben; und mit Bangigkeit sahen wir einem Leben in so beklemmender Umgebung entgegen. Aber da es Christenpflicht ist, den Geboten der Kirche zu gehorchen, beklagten wir uns nicht und fügten uns sogar freudig dem Willen unseres geliebten und verehrten Oberen.

Nachdem wir den Segen erhalten und zum letztenmal in der Kirche unseres Heiligen gebetet hatten, gürteten wir unsere Kutten, zogen neue Sandalen an die Füße und machten uns auf den Weg. Obwohl dieser Weg lang und gefahrvoll war, betraten wir ihn voller Hoffnung, denn Hoffnung ist nicht nur Anfang und Ende aller Gottgläubigkeit, sondern auch die Kraft der Jugend und die Stütze des Alters. Daher vergaßen wir rasch die Traurigkeit der Trennung und erfreuten uns der neuen und vielfältigen Eindrücke von Gottes weiter Welt. Die Luft war hell und lind wie das Gewand der Heiligen Jungfrau; die Sonne schien so strahlend wie das goldene Herz des Erlösers; wie ein Baldachin spannte sich der blaue Himmel über

uns, und alles Leben auf Erden lobte den Herrn und Schöpfer.

Durch viele Dörfer und Städte kamen wir auf unserm Weg, und der Anblick all der Menschen, die ihren weltlichen Verrichtungen nachgingen, erfüllte uns arme Mönche mit immer neuem Staunen. Doch schienen sie alle in Demut und Frömmigkeit Gott zu dienen, denn die zahlreichen Kirchen waren groß und prächtig und die Felder und Obstgärten der Klöster gut gehalten. Das Läuten der Kirchenglocken schien uns Musik in den Ohren – uns war dabei, als sängen die Engel das Lob des Herrn.

Wo immer wir Leute trafen, grüßten wir sie im Namen unseres Heiligen. Und sie neigten sich vor uns mit der Ehrerbietung, die dem Heiligen galt. Frauen und Kinder kamen herbeigeeilt, sobald wir auftauchten, um unsere Hände zu küssen und sich segnen zu lassen. Es schien fast, als wären wir keine armseligen Diener Gottes und der Menschen, sondern Herren und Meister dieser herrlichen Welt. Aber laßt uns nicht stolz im Geiste werden, sondern in Demut die Sünde der Hoffahrt aus unseren Herzen verbannen.

Ich, Bruder Ambrosius, bekenne in Reue und Scham, daß meine Seele sich weltlichen Anfechtungen nicht ganz verschließen konnte. Es gab Augenblicke, da kam es mir so vor, als drängten sich die Frauen eifriger, meine Hände zu küssen als die meiner Gefährten. Das konnte gewiß nicht recht sein, denn ich war nicht heiliger als sie; vielmehr war ich jünger und unerfahrener in der Furcht des Herrn. Als ich diesen Irrtum der Frauen bemerkte und sah, wie die Augen der Mädchen an mir hingen, erschrak ich und fragte mich, ob ich der Versuchung widerstehen

könnte, wenn sie an mich heranträte. Und oft dachte ich, daß Gelübde, Gebete und Kasteiungen nicht genügen; man muß so reinen Herzens sein, daß dieses keine Versuchung kennt. Aber wer kann das von sich sagen?

Wir übernachteten in Klöstern, wo wir immer gastlich aufgenommen wurden. Die Mönche bewirteten uns gut und fragten uns stets nach Neuigkeiten aus der großen Welt, von der wir soviel sehen und kennenlernen durften. Nannten wir das Ziel unserer Reise, so bedauerte man uns, daß wir in so unwirtlicher Gegend leben sollten. Man erzählte uns von Eisfeldern, schneegekrönten Bergen und schroffen Felsen, wilden Gebirgsströmen und düsteren Wäldern; auch von einem geheimnisvollen und schrecklichen See, der seinesgleichen in der ganzen Welt nicht hätte. Gott beschütze uns!

Am fünften Tag unserer Reise, kurz bevor wir zu der Stadt Salzburg gelangten, bot sich uns ein seltsamer und erschreckender Anblick. Vor uns am Horizont lag eine schwere graue Wolkenbank, von dunkleren Flecken und Schründen durchzogen. Und über ihr, unter dem blauen Himmel, stand ein zweites Firmament in blendendem Weiß. Der Anblick verwirrte und ängstigte uns. Die Wolken rührten und regten sich nicht. Wir beobachteten sie im Weitergehen stundenlang und sahen keine Veränderung. Erst spät am Nachmittag, als die Sonne im Westen sank, glühten sie auf, als stünden sie in Flammen. Wer beschreibt unsere Überraschung, als wir entdeckten, daß das, was wir für eine Wolkenbank gehalten hatten, nichts anderes war als das Gebirge, von dem man uns soviel erzählt hatte; also Felsen, Geröll und kahle Erde. Den weißen Himmel darüber aber bildete die Kette schneebedeckter Gipfel.

Als wir vor dem Paß standen, über den der Weg ins Gebirge führte, schauderten wir, als täte sich vor uns das Tor zur Hölle auf. Hier das liebliche Land, das wir für immer verließen; dort drohende Felsen, tiefe Schluchten und finstere Wälder, voller Gefahren für Leib und Seele. Doch wir stählten unseren Mut mit Gebeten und setzten unseren Weg fort, entschlossen zu erdulden, was Gott uns auferlegen würde.

Unter den riesigen Bäumen und dem dichten Blattwerk umfingen uns Dunkelheit und feuchte Kühle, die uns schauern ließen. Der Klang unserer Schritte und unserer Stimmen, falls wir zu reden wagten, wurde von den hohen, steilen Felsen des Passes zurückgeworfen und wiederholt, und zwar so deutlich und so vielfach, daß wir überzeugt waren, von einem Schwarm unsichtbarer Gespenster verfolgt und gefoppt zu werden. Große Raubvögel flogen aus den Baumwipfeln oder aus Felspalten auf und kreisten über dem Blätterdach, wobei sie krächzten oder kreischten, daß uns das Blut in den Adern gefror. Selbst unsere Gebete und frommen Lieder brachten uns keinen Trost, denn das Echo wiederholte sie so verzerrt und schaurig, daß sie wie Gotteslästerungen klangen. Zuweilen sahen wir entwurzelte Bäume am Wegrand liegen, wie von einer Riesenfaust aus der Erde gerissen und umgeworfen. Zuweilen auch führte unser Weg so hart am Rande dunkler Abgründe hin, daß uns Schwindel packte.

Schließlich brach ein Unwetter los, wie wir es noch nie erlebt hatten. Halb geblendet von grell zuckenden Blitzen, halb betäubt von den Donnerschlägen, meinten wir,

die Hölle habe sich verschworen, unsere Weiterreise zu verhindern und uns zu vernichten. Aber dieses Unwetter ging bald vorüber, und wir trösteten uns über die ausgestandenen Ängste mit dem Gedanken, daß unser Heiliger in den Bergen offenbar nicht weniger mächtig sei als in der Ebene.

Schließlich erreichten wir das Ufer eines Flusses, dessen silbrige Wasser uns einen erfreulichen Anblick boten. In den kristallinen Tiefen zwischen den Felsen konnten wir schöne, goldene Forellen sehen, beinahe so groß wie die Karpfen im Teich unseres Klosters zu Passau. Selbst in dieser wilden Gegend sorgte also der Himmel für die Fastenspeise der Frommen.

Unter den schwarzen Tannen und zwischen den großen, mit Moos und Flechten bedeckten Felsen wuchsen seltene Blumen, dunkelblau und goldgelb. Bruder Ägidius, der ebenso gelehrt wie fromm war, kannte sie aus seinem Herbarium und sagte uns ihre Namen. Wir erfreuten uns am Anblick der vielen glänzenden Käfer und bunten Schmetterlinge, die nach dem Regen aus ihren Schlupfwinkeln kamen, und vergaßen unsere Ängste.

Viele Stunden schon hatten wir keine menschliche Behausung mehr gesehen. Tiefer und tiefer drangen wir in das Gebirge vor. Immer unheimlicher wurde die Wildnis. Aber sie erschreckte uns nicht mehr so sehr wie zu Anfang, denn nun waren wir überzeugt, daß Gott uns beschützte.

Der Fluß versperrte uns den Weg. Aber nachdem wir eine Weile an seinem Ufer entlang gewandert waren, fanden wir zu unserer Freude eine rohe, aber feste Brücke. Wir waren schon im Begriff, sie zu überschrei-

ten, als mein Blick auf das andere Ufer fiel und mein Blut bei dem Anblick, der sich mir bot, zu Eis erstarrte.

Auf der anderen Seite des Flusses breitete sich eine Wiese aus, mit wunderschönen Blumen übersät. Und in der Mitte der Wiese stand ein Galgen, an dem ein menschlicher Körper hing! Das Gesicht war uns zugewandt, und die verfärbten und verzerrten Züge ließen erkennen, daß der Tod am selben Tag durch Erhängen eingetreten war!

Ich wollte gerade meine Begleiter auf den schrecklichen Anblick aufmerksam machen, als etwas Seltsames geschah: Auf der Wiese erschien ein junges Mädchen mit langem, goldenem Haar, um das ein Blütenkranz geschlungen war, und in einem hellroten Kleid, das wie eine Flamme zu leuchten schien. Das Mädchen zeigte keine Angst vor dem Galgen und der daran baumelnden Leiche. Im Gegenteil, es lief laut singend darauf zu und schwenkte die Arme, um die Geier zu verscheuchen, die um den Galgen flatterten und krächzend mit ihren Schnäbeln auf den Gehängten einhackten. Beim Herannahen des Mädchens ließen sie widerwillig von ihrer Beute ab, bis auf einen besonders großen Vogel, der auf dem Galgen sitzen blieb und erst wich, als das Mädchen ihn mit Schreien, Stampfen und Händeklatschen verscheuchte.

Der Gesang und das Schreien des Mädchens hatten auch meine Gefährten auf das seltsame Schauspiel aufmerksam gemacht. Während wir stumm und fassungslos diese unbegreifliche Szene beobachteten, überlief mich plötzlich ein kalter Schauer. Es heißt, dies sei ein Zeichen dafür, daß irgend jemand auf die Stelle getreten ist, an der man selbst einmal begraben wird. Seltsamerweise fühlte ich diesen Schauer gerade in dem Augen-

blick, als das Mädchen unter den Galgen trat. Aber dies zeigt nur, wie unsinnig jeder Aberglaube ist. Denn wie sollte ein treuer Jünger des heiligen Franziskus unter einem Galgen begraben werden?

»Kommt!« sagte ich zu meinen Gefährten. »Wir wollen für die Seele des Toten beten!«

Wir eilten über die Brücke und begannen sofort zu beten, ohne unsere Augen zu erheben. Mein Herz war von Mitleid für den armen Sünder erfüllt, und ich erinnerte mich der Worte Gottes, der gesagt hat: »Die Rache ist mein.« Der Herr, der am Kreuz dem Schächer vergeben hatte, würde vielleicht auch mit diesem Sünder Erbarmen haben.

Das Mädchen hatte sich bei unserer Ankunft ein wenig zurückgezogen, doch plötzlich hörte ich seine süße, glockenhelle Stimme wieder. Sie rief erregt und voller Angst:

»Der Geier! Der Geier!«

Ich hob den Kopf und sah einen großen, grauen Vogel über den Tannen kreisen und ohne Furcht vor uns und unsern Gebeten sich wieder dem Galgen nähern.

Meine Brüder waren ungehalten über das Mädchen, das unsere Andacht störte. Ich aber sagte: »Vielleicht ist es eine Verwandte des Toten. Bedenkt doch, Brüder: Und nun kommt dieser schreckliche Vogel und hackt das Fleisch von seinem Gesicht und seinem Körper.«

Einer der Brüder sagte: »Geh hin, Ambrosius, und beschwichtige das Mädchen, damit wir in Ruhe unsere Gebete zu Ende sprechen können.«

So ging ich über die Blumenwiese zu dem schönen Kind hin, das immer noch angstvoll nach dem Geier ausspähte. Die schlanke Gestalt wandte sich zu mir um,

blieb aber ruhig und aufrecht stehen und sah mir entgegen. In ihren großen, dunklen Augen las ich ihre Furcht, ich könnte ihr etwas zuleide tun. Auch als ich ganz nahe war, kam sie mir nicht entgegen, wie es Frauen und Kinder sonst zu tun pflegten, um meine Hände zu küssen.

»Wer bist du?« fragte ich. »Und was tust du ganz allein an diesem grausigen Ort?«

Sie antwortete nicht und rührte sich nicht, so daß ich meine Frage wiederholte: »Sag mir, Kind, was tust du hier?«

»Ich verscheuche die Geier«, antwortete sie mit ihrer süßen, weichen Stimme.

»War der Tote ein Verwandter von dir?« fragte ich. Sie schüttelte den Kopf. »Aber du kanntest ihn?« fuhr ich fort. »Und du beklagst seinen unchristlichen Tod?«

Aber sie schwieg, und ich fragte weiter: »Wie hieß er, und warum wurde er gehenkt? Was war sein Verbrechen?«

»Sein Name war Nathaniel Alfinger, und er hat einer Frau wegen getötet«, antwortete sie klar und mit einer Selbstverständlichkeit, als seien Mord und Hinrichtung die natürlichsten Dinge der Welt. Überrascht starrte ich sie an. Aber sie zeigte keine Gemütsbewegung.

»Kanntest du Nathaniel Alfinger?«

»Nein.«

»Und doch kommst du hierher, um seine Leiche vor den Raubvögeln zu schützen?«

»Ja.«

»Warum erweist du diesen Dienst einem, den du nicht kennst?«

»Das tue ich immer.«

»Wie...?«

»Immer, wenn einer gehenkt wird, verscheuche ich die Vögel vom Galgen. Da – schon wieder ein Geier!«

Sie stieß einen schrillen Schrei aus, warf die Arme empor und lief schreiend und winkend über die Wiese, bis der Vogel davonflog. Dann kam sie erschöpft und schweratmend zurück.

Ich fragte sie so sanft ich konnte:

»Wie heißt du, mein Kind?«

»Benedikta.«

»Und wer sind deine Eltern?«

»Meine Mutter ist tot.«

»Aber dein Vater? Wo ist er?«

Da sie schwieg, drang ich weiter in sie, mir den Namen ihres Vaters zu nennen. Ich wollte sie nach Hause bringen und dem Vater ans Herz legen, sein Kind von dieser grausigen Stätte fernzuhalten.

»Wo wohnst du, Benedikta? Bitte sag es mir.«

»Hier.«

»Was? Hier? Mein liebes Kind, hier steht doch der Galgen.«

Sie wies zu den dunklen Tannen hinüber. Als ich der Richtung ihrer Hand folgte, gewährte ich unter den Bäumen eine elende Hütte, einem Stall ähnlicher als einer menschlichen Behausung. Da wußte ich, wessen Kind sie war.

Als ich zu meinen Gefährten zurückkehrte und sie mich nach dem Mädchen fragten, sagte ich: »Des Henkers Tochter.«

Nachdem wir die Seele des Toten der Fürbitte der Heiligen Jungfrau und aller Heiligen empfohlen hatten, verließen wir diese Stätte des Grauens. Ich blickte mich noch einmal nach der schönen Henkerstochter um. Sie stand reglos, wo ich sie verlassen hatte, und sah uns nach. Mit den großen, traurigen Augen und dem Blütenkranz auf dem Haar bot sie ein Bild von ergreifender Lieblichkeit. Meine Gefährten tadelten mich für die Teilnahme, die ich der Tochter des Henkers bezeugte; eines Mannes also, der ein so unchristliches Handwerk ausübte. Mich aber betrückte der Gedanke, daß sie ohne eigene Schuld verachtet und geächtet sein sollte. Warum mußte sie für ihres Vaters schrecklichen Beruf leiden? Bewies sie selbst nicht reinstes christliches Mitgefühl, indem sie die Aasvögel von den Leichen Gehenker verscheuchte, die sie im Leben gar nicht gekannt hatte? Handelte sie nicht gottgefälliger als mancher Christ, der nur mit Worten Gott dient?

Ich teilte diese Gedanken meinen Gefährten mit. Aber zu meinem Leidwesen ließen sie sich nicht überzeugen. Im Gegenteil, sie schalteten mich einen Träumer und Narren, der die altüberkommenen Bräuche mißachte. Der Henker und seine Familie seien nun einmal aus der Gemeinschaft ausgeschlossen und müßten gemieden werden wie ein ansteckendes Übel. Ich war entschlossen, zu meiner Meinung zu stehen, und widersprach ihnen mit aller schuldigen Demut. Ich sagte, ich hielt es für ungerecht, solche Menschen wie Verbrecher zu bestrafen, da sie doch nur Werkzeug des Gesetzes seien, das durch sie Verbrecher bestraft. Auch wenn der Henker

und seine Familie in der Kirche in eine dunkle, abgeschiedene Ecke verbannt sind, bleibe es doch unsere Pflicht als Diener des Herrn, Gerechtigkeit und Gnade zu predigen und ein Beispiel christlicher Liebe und Barmherzigkeit zu geben. Aber meine Brüder wurden sehr zornig und schalten mich laut, so daß ich anfang, mir schlecht und verworfen vorzukommen, obwohl ich meinen Fehler nicht einsehen wollte. Ich konnte nur hoffen, daß Gott mit uns barmherziger sein möge, als wir es gegeneinander sind. Ein Trost war mir der Gedanke, daß sie den Namen Benedikta trug. Vielleicht hatten ihre Eltern damit den Segen des Himmels auf sie herabbeschwören wollen; auf sie, die sonst niemand segnen würde.

Aber ich muß von dem seltsam wilden Land berichten, in das wir nun gelangt waren. Hätten wir nicht gewußt, daß die ganze Welt Gottes ist, denn er hat sie geschaffen, dann wären wir versucht gewesen, dieses Land für das Reich des Bösen zu halten.

Tief unter unserm Pfad rauschte und schäumte der Fluß zwischen den hohen Felsen dahin, deren Grate bis in den Himmel zu ragen schienen. Als wir aus der Schlucht herauskamen, erblickten wir zur Linken schwarze, undurchdringliche Tannenwälder und vor uns einen hohen Berg, der spitz zulief wie eine Narrenkappe und in seiner oberen Hälfte weiß war von Schnee. Schnee im Wonnemonat Mai! Gottes Werke sind wunderbar und unbegreiflich.

Zu unserer nicht geringen Überraschung sahen wir, daß an manchen Stellen entlang unserer Straße der Wald gerodet worden war, um Platz für einzelne Hütten mit Gärten zu schaffen. Manche dieser einfachen Heimstätten standen an Stellen, an denen man höchstens einen

Adlerhorst vermutet hätte. Aber der Mensch streckt seine Hand nach allem aus, und sei es noch so schwer zugänglich.

Endlich erreichten wir den Ort unserer Bestimmung, das Kloster und Gotteshaus, die zu Ehren unseres geliebten Heiligen in dieser Einöde errichtet worden waren. Unsere Herzen schlugen bei diesem Anblick höher. Auf einem von Tannen überwachsenen Felsplateau standen Kloster und Kirche, von kleinen Häusern und Hütten umgeben wie der Schäfer von seiner Herde.

Möge Gott unsern Eingang in diese heilige Stätte segnen!

4

Seit mehreren Wochen lebe ich nun in dieser Wildnis. Aber Gott ist hier gegenwärtig wie überall. Meine Gesundheit bleibt gut, und dieses Haus unseres geliebten Heiligen ist ein Hort des Glaubens, ein Haus des Friedens, ein Asyl für jene, die die Versuchungen des Bösen fliehen, und ein Obdach für die Beladenen. Was mich selbst betrifft, so bin ich jung und habe noch so wenig Erfahrung in den Anfechtungen dieser Welt, daß ich mich dem Irrtum und der Sünde gegenüber besonders anfällig fühle. Mein Leben gleicht einem Bächlein, das ruhig und friedlich dahinplätschert, aber jählings zum reißenden Strom werden kann, wenn Sturm und Wolkenbrüche es aufwühlen und verwandeln.

Nicht Kummer oder Verzweiflung hatten mich ins Kloster getrieben, sondern der aufrichtige Wunsch, dem Herrn zu dienen, meinem geliebten Heiligen anzugehören, die Gebote der Kirche zu befolgen und in christlicher Nächstenliebe Gutes zu tun. Meine Eltern starben früh,